

Thomas Kronschläger; Michael R. Ott

'Kollektion' zum 'Kuratieren' in fünf Schritten. Prozesse und Phasen der Kanonisierung

DOI: <https://doi.org/10.25716/amad-85472>

Aufsatz in einem Sammelband | Article in an edited volume, 2023, (2022)



Empfohlene Zitierweise | Suggested Citation:

Thomas Kronschläger; Michael R. Ott, 'Kollektion' zum 'Kuratieren' in fünf Schritten. Prozesse und Phasen der Kanonisierung, in: Klassiker der Frühen Neuzeit, hrsg. von Regina Toepfer unter Mitarbeit von Nadine Lordick (Spolia Berolinensa 43), Hildesheim 2022, 33-55. DOI: <https://doi.org/10.25716/amad-85472>.



hebis.



BAYERISCHE
AKADEMIE
DER
WISSENSCHAFTEN



**HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg



Sächsische Akademie
der Wissenschaften zu Leipzig

Thomas Kronschläger und Michael R. Ott

Von ‚Kollektion‘ zum ‚Kuratieren‘ in fünf Schritten

Prozesse und Phasen der Kanonisierung

Die germanistische Diskussion um den Kanon scheint unabschließbar zu sein und das aus gutem Grund: Kaum eine andere Frage zielt derart auf den Kern des Faches wie die Frage danach, was gelesen werden soll. Auch wir beteiligen uns gerne an dieser wohl unabschließbaren Diskussion, wollen aber nicht die von Regina Toepfer aufgeworfenen Fragen im Vorgängerband ‚Klassiker des Mittelalters‘ noch einmal stellen,¹ sondern uns von einzelnen Werken wegbegeben, um allgemein und in historischer Perspektive diejenigen Prozesse ins Auge zu fassen, zu denen die Kanonisierung gehört. Während also die in diesem Buch versammelten Beiträge einen produktzentrierten Blick bieten und jeweils von einem spezifischen Werk ausgehend die Frage nach der Klassizität oder Kanonizität stellen, werden wir eine diachrone und prozessorientierte Perspektive einnehmen. In fünf Schritten durch die Epochen spüren wir der Frage nach, in welche Prozesse Akteur*innen der Kanonbildung involviert waren und heute sind.

¹ Regina Toepfer: Wie wird ein Werk zum Klassiker? Kriterien, Probleme und Chancen mediävistischer Kanonbildung. In: Regina Toepfer (Hg.): Klassiker des Mittelalters. Hildesheim 2019 (Spolia Berolinensia 38), S. 1–33.

Wir beleuchten also eine Entwicklung der Kanonisierung anhand von Akteur*innen und Prozessen. Ein gemeinsamer Brennpunkt dafür ist das ‚Archiv‘, ein Konzept, das bereits seit den 80er Jahren im Rahmen der Diskussionen über Kanonisierung höchst produktiv ist. Wir greifen für diesen Text vor allem auf das Spannungsfeld Archiv-Kanon zurück, wie es Aleida Assmann beschrieben hat.² Außerdem gehen wir – auch aufgrund unserer disziplinären Spezialisierung – vom Mittelalter aus und fragen zudem nach der Rolle der Schulen und des Deutschunterrichts bei der Kanonbildung. Dies führt zwar dazu, dass die Frühe Neuzeit in unserem Beitrag nur punktuell berücksichtigt wird; immerhin aber hat sich beim gemeinsamen Nachdenken herausgestellt, dass Beziehungen und Bezüge von Mittelalterforschung, Universität, Schule und Literaturdidaktik für die Geschichte, die wir erzählen wollen, eine wichtige Rolle spielen. Wie genau die Frühneuzeitforschung und frühneuzeitliche Werke in diese Geschichte einzupassen wären, das ist eine Frage, die wir im Moment nur stellen, aber noch nicht beantworten können.

Wir unterscheiden im Folgenden fünf Phasen der Kanonisierung – und mit einem solchen fünfschrittigen Modell sind wir auch gar nicht alleine. Bereits im Jahr 1987 hat Hans Günther fünf prototypische Lebensphasen von Kanones formuliert, die er am Beispiel des sozialistischen Realismus durchdekliniert hat.³ Unsere fünf Schritte sind weitgehend deckungsgleich mit den Phasen Günthers. Er geht von einem Protokanon (1) aus, in dem das Textreservoir gebildet wird. Diesem folgt eine Kanonisierungsphase (2), in der sich der Kanon von anderen Tendenzen absetzt und damit einheitlicher wird. Danach wird der Kanon praktiziert (3); in dieser Phase entfaltet er seine gesellschaftliche Wirkung, bevor es zu einer Entkanonisierung (4) kommt, der eine postkanonische Phase (5) folgt.⁴ Während jedoch Günthers Einteilung von den Akteur*innen abgelöst ist, wodurch eine gewisse Natürlichkeit von

² Aleida Assmann: Kanon und Archiv – Genderprobleme in der Dynamik des kulturellen Gedächtnisses. In: Marlen Bidwell-Steiner u. Karin S. Wozonig (Hgg.): *A Canon of Our Own? Kanonkritik und Kanonbildung in den Gender Studies*. Innsbruck, Wien, Bozen 2006, S. 20–34.

³ Hans Günther: Die Lebensphasen eines Kanons – am Beispiel des sozialistischen Realismus. In: Aleida Assmann u. Jan Assmann (Hgg.): *Kanon und Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. München 1987 (*Archäologie der literarischen Kommunikation* 2), S. 138–148, hier S. 139.

⁴ Ebd.

Kanonisierungsprozessen suggeriert wird, wollen wir in unserem Beitrag die Gemachtheit dieser Prozesse betonen. Auch deshalb stehen bei uns Handlungen und handelnde Personengruppen stärker im Vordergrund. Außerdem versuchen wir, die letzte Phase – die Phase, in der wir uns gegenwärtig befinden –, stärker zu konturieren.

Uns geht es zuerst um Kollektionen und Kollationierungen von Texten vor 1800. Wir zeigen anhand prominenter mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Sammlungen, auf welche Weise Texte ins Archiv gelangen und wie der Zugriff auf dieses Archiv reguliert wird. Archiv meint in diesem Fall ein hohes Überlieferungspotential und eine hohe Überlieferungswahrscheinlichkeit. ‚In das Archiv gelangen‘ heißt also, Sammlungen so zu verfertigen und zu gestalten, dass wahrscheinlich wird, dass diese Sammlungen lange erhalten bleiben.

Der dabei entstandene Protokanon wird dann allerdings in der Kanonisierungsphase der Weimarer Klassik teilweise abgelöst und durch ‚klassische Literatur‘ ersetzt. Dies funktioniert durch eine sich gerade auch hinsichtlich der Lesekultur einschneidend verändernde Öffentlichkeit und durch Akte der Selbstkanonisierung und der Dekanonisierung, also dem ‚Starkmachen‘ einiger weniger Autoren und dem Ausschluss gewisser anderer Texte. Autoren haben also nun die Möglichkeit (und streben mitunter danach), dafür zu sorgen, dass sie ‚in das Archiv gelangen‘ – wobei nun auch ganz konkrete, institutionalisierte Archive involviert sein können. Danach kommen die Germanistik, die Universitäten und die Schulen ins Spiel, also wichtige „Kanoninstanzen“.⁵ Diese Phase der Küster, der ‚Hüter‘ oder ‚Wächter‘, bezeichnet die Pflege des Kanons, die – mit abschwächender Tendenz – bis in das späte 20. Jahrhundert anhält und mit einer Archivschließung einhergeht. In dieser Phase entfaltet der deutsche Literaturkanon durch seinen Einsatz in der Schule und auch für die Identitätsfindung seine volle Wirkung, bevor in den 1960er und 70er Jahren die Entkanonisierung einsetzt. An diese Phase der Kritik schließt sich die Phase der Kurator*innen an. Diese entwickeln Formen der Textauswahl und

⁵ Der Begriff bei Hermann Korte: Was heißt: „Das bleibt“? Bausteine zu einer kulturwissenschaftlichen Kanontheorie. In: Dietrich Helms u. Thomas Phleps (Hgg.): No Time for Losers. Charts, Listen und andere Kanonisierungen in der populären Musik. Bielefeld 2008, S. 11–23, hier S. 17 et passim.

Kritiken wie diejenige von Wolf Jöckel treffen also – Polemik hin oder her – durchaus einen Punkt. Die Lesebücher und Lehrpläne der 1950er und 1960er Jahre waren nicht auf dem neuesten Stand und auf Seiten der universitären Altgermanistik fehlte es weitgehend an Fähigkeit zur Selbstreflexion und an disziplingeschichtlichem Wissen.⁴³ Immerhin war es erst der Münchner Germanistentag des Jahres 1966, so die disziplinäre Legendenbildung, der Selbstreflexion und Disziplingeschichte überhaupt auf die Tagesordnung hob. Damit waren dann auch Perspektiven möglich, die die Herausbildung des Kanons in den Blick rückten und damit auch die Grundlage schufen, um den Kanon aufzubrechen. Wenn nämlich das, was als besonders wertvoll im Archiv gelandet ist, nicht schon wegen seines intrinsischen Wertes dort hineingelangt war, sondern wegen kultureller, politischer, strategischer und disziplinärer Gründe, dann lassen sich die entsprechenden Texte auch wieder aus dem Archiv entnehmen. Was aber tut man mit einem sich leerenden, mithin mit einem leeren Archiv?

In dem (Fach-)Geschichte machenden Band ‚Ansichten einer künftigen Germanistik‘ aus dem Jahr 1969 fordert Michael Pehlke, dass die Germanistik wieder zu ihrem eigentlichen Geschäft zurückkehren solle:

Was die Germanistik – wenn auch klassenspezifisch an die Bourgeoisie gekettet – einst leistete, nämlich als wissenschaftliche Vermittlungsinstanz die Konsumenten von Literatur mit der literarischen Produktion vertraut zu machen, wird sie in Zukunft wieder zu praktizieren haben, es sei denn, sie wollte freiwillig in ihrem Elfenbeinturm ersticken [...].⁴⁴

Die Position Pehlkes ist beispielhaft für die Germanistik nach 1968. Es geht hierbei darum, die Kanonvermittlung, das Kanonbewahren der Küsterphase, zugunsten einer Literaturvermittlung abzulösen. Literatur solle vermit-

⁴³ Zur Diskussion um Lesebücher in den 1950er und 1960er Jahren siehe Hermann Helmers (Hg.): Die Diskussion um das Deutsche Lesebuch. Darmstadt 1969 (Wege der Forschung 251). Ausgangspunkt der Diskussion war der 1953 erschienene Aufsatz ‚Soziologie der deutschen und französischen Lesebücher‘ des französischen Germanisten Robert Minder.

⁴⁴ Michael Pehlke: Aufstieg und Fall der Germanistik – von der Agonie einer bürgerlichen Wissenschaft. In: Jürgen Kolbe (Hg.): Ansichten einer künftigen Germanistik. München 1969, S. 18–44, hier S. 26f.

telt werden, nicht Klassik und Klassizität und die damit verbundenen Werte. Rückblickend war diese Phase, die wir die Phase der Kritiker nennen, durchaus erfolgreich, auch wenn bis heute darum gerungen wird, ob sie richtig war: So ist etwa eine Entkanonisierung der Lesebücher festzustellen.⁴⁵ Zum Verhältnis zwischen Schule und Kanon hält Hans-Wolf Jäger in den ‚Ansichten einer künftigen Germanistik‘ fest:

Das Verhältnis der herrschenden Universitätsgermanistik resp. der herrschenden Ordinarien zur Schulgermanistik schwankt zwischen Vernachlässigung („alles, was Sie an der Universität hören, werden Sie nie brauchen“) und hilfloser Hilfestellung („wir müssen doch auch die Schulklassiker lehren“). Die erste Haltung ist schick und zynisch, die zweite resigniert und im Grunde uninteressiert an der Schule wie die erste.⁴⁶

Dieses Zitat Jägers, das viele Studierende auch über 50 Jahre später immer wieder äußern, zeigt, dass die fünfte Phase – auf die wir gleich näher eingehen – hauptsächlich im Bereich des Kulturbetriebs stattfindet. Es stellt sich nämlich die Frage, wie denn ohne Kanon die Gesellschaft bestehen könne. Nach der Demontage des klassischen Kanons durch die Germanistik der 70er Jahre allerdings gab es eine Leerstelle, weil der Kanon, der vorher so feststand und mithin eben auch greif- und damit erlesbar war, fehlte. Das führte zu Unsicherheiten und heftigen Gegenbewegungen, nicht nur in der Germanistik, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit, die die Kurator*innen nötig macht und uns in die Gegenwart führt.

5. Kuration (Archivnutzung)

Die Kritik an mittelalterlicher Literatur in Schulbüchern, für die das obige Zitat von Jöckel paradigmatisch steht, hatte tatsächlich erhebliche Auswirkungen auf den Status mittelalterlicher Texte im Deutschunterricht, denn

⁴⁵ Vgl. Ulf Abraham: Literaturgeschichte lehren und lernen im kompetenzorientierten Unterricht. In: *ide (informationen zur deutschdidaktik)* 36 (2012), S. 8–17, hier S. 13.

⁴⁶ Hans-Wolf Jäger: Gesellschaftskritische Aspekte der Germanistik. In: Kolbe (Hg.): *Ansichten einer künftigen Germanistik (Anm. 44)*, S. 60–71, hier S. 67.

diese sind seit den frühen 1970er Jahren zu einem erheblichen Teil aus den Schulbüchern entfernt worden.⁴⁷ Parallel dazu sind die späten 60er und 70er Jahre die Zeit, in der die Berechtigung eines *Bildungskanons* massiv kritisiert wurde; erst ab der Mitte der 80er Jahre wendet sich das Blatt und wird auch in den Literaturwissenschaften wieder über die Notwendigkeit eines Kanons diskutiert – paradigmatisch sind die ersten Veröffentlichungen im – *nomen est omen* –, ‚Deutschen Klassiker Verlag‘ im Jahr 1985. Seit den 1990er Jahren wird dann an Universitäten (aber nicht nur dort) auch mehr und mehr über Leselisten diskutiert und werden solche erstellt – und das ist der Moment, ab dem man endgültig von Kuratorinnen und Kuratoren sprechen kann; zumindest dann, wenn die Leselisten nicht einfach nur eine Reproduktion des Kanons der frühen Bundesrepublik sind.⁴⁸ Leselisten nämlich sind ein flexibles Instrument, mit dem man das vorhandene Archiv nutzt, um ‚Kanones auf Zeit‘ zu erstellen, die sich orientieren können an Forschungsschwerpunkten oder auch an regionalen Gegebenheiten, wie sie zum Beispiel durch die Lehrpläne des jeweiligen Bundeslandes geprägt werden. Zu den bemerkenswerten Eigenschaften eines kuratierten ‚Kanons auf Zeit‘ gehört der personale und institutionelle Index, die Tatsache also, dass es Verantwortliche und Geltungsbereiche gibt. Hatte man lange Zeit einen Kanon aus der intrinsischen Qualität der Werke ableiten können, um dann dazu überzugehen, dieses Kriterium um Tradition und Tradierung zu erweitern, machen Leselisten immer schon präsent, dass es auswählende Instanzen gibt und eine begrenzte Reichweite. Auf diese Weise lässt sich mit Leselisten auf die nicht unberechtigte Kritik am älteren Kanon reagieren, derzufolge dieser

⁴⁷ Wobei man von gewissen Pendelbewegungen ausgehen muss, stellt doch Uwe Meves fest, dass es eine „gegen Ende der 70er Jahre sich abzeichnende Tendenz“ gebe, ältere deutschsprachige Literatur „wieder stärker im Lesebuch zu berücksichtigen“, nachdem es noch zu Beginn des Jahrzehnts eine Phase „zum Teil radikaler Eliminierung“ gegeben habe. (Uwe Meves: Die ältere deutsche Literatur im Lesebuch der 70er Jahre. Zum Wandel des Literaturkanons für die Jahrgangsstufen 5–10. In: Joachim S. Hohmann (Hg.): Deutschunterricht zwischen Reform und Modernismus. Blicke auf die Zeit 1968 bis heute. Frankfurt a.M. u.a. 1994 (Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 13), S.345–374, hier S.366)

⁴⁸ Elisabeth Stuck: Kanon und Literaturstudium. Theoretische, historische und empirische Untersuchungen zum akademischen Umgang mit Lektüre-Empfehlungen. Paderborn 2004 (Explicatio).

Kanon nationalistischen oder bürgerlichen Zwecken dient und dies zugleich verschleiert.

Aus literaturwissenschaftlicher und literaturdidaktischer Sicht waren es wohl die 1960er Jahre, die in dieser Hinsicht für nachhaltige Veränderungen sorgten. Die 60er Jahre waren eine Zäsur, was die Literaturwissenschaft anbelangt, weil in dieser Zeit „deren Umwandlung von einer Sachwalterin anerkannter kultureller Werte in eine moderne theoretisch reflektierte und methodengeleitete Fachwissenschaft [...] zum Abschluß kam“, wie Rainer Rosenberg schreibt.⁴⁹ Dies habe etwa auch Auswirkungen „auf das Wertungsverhalten“ gehabt, „man denke an den Prozeß der Dekanonisierung bzw. Pluralisierung des Kanons“.⁵⁰ Und auch in dieser Hinsicht sei eine disziplin-geschichtliche Periodisierung, die das Jahr 1945 privilegiert, nicht aufrechtzu-erhalten.

Was nun die Literaturdidaktik und ihre Umgebung (Schulen, Kultusministerien, Lehrpläne) anbelangt, waren die 60er einerseits die Phase der Institutionalisierung der Literaturdidaktik an den Universitäten, andererseits aber auch eine Zeit gehäufter Transformationen und Transformationsdiskussionen. Während es sich bei den Jahren 1947 bis 1957, wie Wolfgang Hegele mit Blick auf den Literaturunterricht schreibt, um ein Jahrzehnt der „versäumten Lektionen“ handelt, weil man an Konzepte und Texte aus dem frühen 20. Jahrhundert anknüpfte und es so weder gelang, die klassische Moderne zu berücksichtigen noch die Literatur, die es ermöglicht hätte, den Nationalsozialismus zu thematisieren, habe sich dies im Jahrzehnt von 1957 bis 1967 geändert:

Nachdem in der unmittelbaren Nachkriegszeit und im Jahrzehnt der ‚Versäumten Lektionen‘ der 1945 überfällig gewordene Wandel der Werthaltungen nur oberflächlich oder gar nicht zum Zuge gekommen war, erfolgte ungefähr zwischen 1957 und 1967 ein überaus kräftiger Umwertungsschub, der das Verhältnis des literarischen Unterrichts zur Moderne entschieden korrigierte.⁵¹

⁴⁹ Rosenberg: Die sechziger Jahre als Zäsur (Anm. 40), S. 154.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Wolfgang Hegele: Literaturunterricht und literarisches Leben in Deutschland (1850–1990). Historische Darstellung – Systematische Erklärung. Würzburg 1996, S. 116.

Dementsprechend fasst Hegele das Jahrzehnt von 1968–1978 zu einem Jahrzehnt der „theoriegesteuerten Innovation“ zusammen. Diese Innovationen verdankten ihre Komplexität

einer historisch einmaligen Konstellation, bei der sich drei Ereigniszusammenhänge in ihren Auswirkungen überlagerten: 1. eine um 1964 einsetzende, von den maßgebenden politischen Parteien getragene Welle von Bildungsreformen. 2. die 1968 politisch gescheiterte, indirekt aber höchst folgenreiche antiautoritäre Studentenrebellion. 3. die Politik der 1969 unter Bundeskanzler Willy Brandt gebildeten sozialliberalen Koalition, dessen Devise, mehr Demokratie zu wagen, nicht zuletzt im Bildungsbereich auf fruchtbaren Boden fiel.⁵²

Leselisten sind wohl eine Reaktion auf diese Konstellation. Allerdings schaffen Leselisten die Sehnsucht nach dem alten Kanon natürlich nicht ab – man könnte vielleicht sogar sagen, dass Leselisten dazu beitragen, die Sehnsucht nach dem alten Kanon präsent zu halten. Leselisten sind aber sicherlich ein Indiz eines umfassenderen Wandels, der dazu führt, dass zwar die Sehnsucht nach dem alten Kanon bleibt, nicht aber der alte Kanon selbst.

Zu diesem alten Kanon, der noch in der frühen Bundesrepublik galt, gibt es heute kein Zurück mehr – allen medialen und bildungsbürgerlichen Rückzugsgefechten zum Trotz. Die Gründe sind vielfältig: das Ende der Buchdruckkultur, die Ausweitung der Medienkampfzone (Film, Fernsehen, Musik etc.) und die mediale Entgrenzung des Erzählens; die zunehmende Diversität an den Gymnasien und Universitäten sowie nicht zuletzt eine massive Veränderung der Funktion und des Einflusses des literarischen Feldes während der letzten 200 Jahre – wozu etwa auch die Internationalisierung dieses literarischen Feldes gehört; eine Internationalisierung, die sich nach dem Ende der alten Bundesrepublik und im Rahmen der sogenannten Globalisierung noch einmal beschleunigt hat. Und die Globalisierung wiederum führt im Bereich der Bildungsabschlüsse und Bildungswerte zur „Orientierung an internationalen und transdisziplinären Standards“⁵³ – so hat es die Darmstädter

⁵² Ebd., S. 130.

⁵³ Cornelia Koppetsch: *Die Gesellschaft des Zorns. Rechtspopulismus im globalen Zeitalter*. Bielefeld 2019 (XTexte): „So ist ein gehobener Bildungsabschluss nicht mehr an sich ein wertvolles Gut, sondern zunehmend nur in Kombination mit transnationalen Qualifikationen oder internationalen Verbindungen. Auslandsaufenthalte und ausländische Bildungs-

Soziologin Cornelia Koppetsch jüngst formuliert; und sie erinnert auch an eine größere Transformation der Bildungs- und Ausbildungsanforderungen: „Anstelle der Beherrschung kanonisierter Bildungsgüter tritt die Bereitschaft zur beständigen Horizonterweiterung durch lebenslanges Lernen“. ⁵⁴ Auch das ist ein wichtiger Aspekt, denn ein relativ stabiler Kanon suggeriert ja auch, dass man, wenn man sich durchgearbeitet hat, alles weiß, was zu wissen ist. So wie beim Titel des bekannten Buches der Schwanitz-Schülerin Christiane Zschirnt: ‚Bücher. Alles, was man lesen muss‘. ⁵⁵

Kurator*innen, das sind also diejenigen, die einen Kanon für eine bestimmte Zeit und/oder für ein bestimmtes Publikum und/oder für eine bestimmte Institution etablieren. Damit einher gehen ein aktives Aussuchen und also auch eine gewisse Handlungsmacht, über die nicht alle verfügen; damit einher geht mitunter ein Publikumsbezug; und damit einher geht eine Fokussierung auf das Spektakuläre, in positiver Hinsicht, wenn das Herausragende prämiert wird, aber auch in negativer Hinsicht, wenn das Periphere, Misratene, Massenhafte ausgewählt und vorgezeigt wird. Während also die Küster ein bestehendes Archiv vorzeigen, nützen Kurator*innen das ihnen zur Verfügung stehende Archiv zur gezielten, stets revidierbaren Auswahl.

abschlüsse, insbesondere solche an ‚exzellenten‘ ausländischen Universitäten, gewinnen an Bedeutung, während Bildungswege und Qualifikationen an Bedeutung verlieren, die allein im nationalen Gefüge erworben wurden oder sich allein auf national verwertbare Qualifikationen beziehen. Nationale Kultur- und Bildungsgüter wie das virtuose Kennertum nationaler Geschichte oder die virtuose Beherrschung des Kanons einer Disziplin sind für die soziale Positionierung unwichtiger geworden, während die Orientierung an internationalen und transdisziplinären Standards wichtiger wird.“ (S. 111)

⁵⁴ Ebd., S. 113.

⁵⁵ Christiane Zschirnt: *Bücher. Alles, was man lesen muss*. München 2004.